

18. Sonntag Lesejahr A – 1./2. August 2026

Evangelium: Mathäus 14,13-21

„Schick doch die Menschen weg!“, so meinen die Jünger. Wir können nichts für sie tun, wir haben selbst nur ganz wenig Proviant. „Was ist das für so viele?“, fragt im Johannesevangelium der Apostel Andreas.

Liebe Schwestern und Brüder!

Es reicht vorne und hinten nicht, unsere Ressourcen schmelzen, wir müssen so manchen Service aufgeben, der bisher selbstverständlich war. Wir spüren: Solche Worte haben nur vordergründig eine Nähe zum heutigen Evangelium; tatsächlich könnte sie *in unserer Gegenwart* irgendein Kirchenvertreter (oder Politiker) sagen. Natürlich sagt niemand: Wir überlassen die Menschen sich selbst; wir sind mit unserem Latein am Ende – und das nicht so sehr mit Blick auf die Ernährung des Leibes, sondern mit Blick auf die geistige Nahrung. Und doch, die Frage stellen sich viele Gläubige: Wenn ich Gleichgesinnte im Glauben suche, wenn ich mich zur Gemeinschaft der Kirche bekennen und die Eucharistie mitfeiern möchte – wohin gehe ich dann? Wo finde ich Orte und Gelegenheiten, bei denen ich nicht mit spiritueller Schmalspurskost abgespeist und mit warmen Worten hingehalten werde?

Stopp!, sagt Jesus. „Sie brauchen nicht wegzugehen. Gebt *ihr* ihnen zu essen!“ Die Apostel sollen nicht jammern, sondern anpacken. Sie sollen sich nicht als die „Macher“ aufspielen, sondern sich in den Dienst nehmen lassen. Denn der Herr ist ja auch zugegen – und *wegen Ihm* sind die Leute ja schließlich gekommen. Nicht wegen uns: das vergessen wir oft in der Kirche und im Alltag. Alles muss auf den Herrn ausgerichtet sein, alles darf von Ihm her Zuversicht empfangen. Ein Apostel soll seinem Herr vertrauen, nicht die Leute verrückt machen.

Ich möchte von einer kleinen Entdeckung in einem Archiv berichten. Es geht um einen Brief, den hat auch ein Apostel geschrieben – der „Apostel der Anden“, also Friedrich Kaiser. Ich fand diesen Brief im Archiv der Hiltruper Missionare, er stammt vom Frühjahr 1958. Kaiser und seine Hiltruper Mitbrüder und Schwestern waren erst wenige Monate an ihrem neuen Einsatzort – in einem „religiösen Niemandsland“, wie Kaiser den Bereich von

Caraveli in den Höhenlagen der Anden nannte. Alles musste improvisiert werden. Was war hier oben möglich, was war hier oben notwendig?

In dieser Phase der ersten Orientierung hat wohl der Ordensobere aus Münster nachfragen lassen: Na, habt ihr es schon bereut, diesen gottverlassenen Winkel übernommen zu haben, um hier pastoral zu wirken?! Wir wissen nicht, ob die Frage ironisch gemeint oder wirklich mitfühlend war. Aber wir wissen, was Friedrich Kaiser in dem besagten Brief geantwortet hat:

„Du meinst, wir sollten ‚die Hoffnung nicht verlieren‘ und ‚nicht bereuen‘, Caraveli angenommen zu haben. O lieber P. Provinzial: Wir verlieren nicht die Hoffnung, noch haben wir etwas bereut. Wir sind alle Mann sehr überzeugt, dass wir kein wichtigeres Arbeitsfeld erhalten konnten als dies. Ich persönlich bin überaus zufrieden und hab tiefes Vertrauen, dass ja doch der liebe Gott uns hier für etwas brauchen und sogar – sagen wir es ruhig – Großes hier durch uns leisten will. Das ‚Wie‘ ist ganz seine Sache. Aber viel wird gebetet und ehrlich geopfert für unser Caraveli. Und ein ehrliches, gründliches Gebet und Opfer ist die notwendige, aber auch die sichere, erfolgsichernde Vorbereitung der Werke Gottes. Ich bin voller Zuversicht.“

Diese abgehangte Gegend von Caraveli: nach den Kriterien eines „Pastoralkonzepts“ mit „Personaleinsatzplanung“ und „Liegenschaftskonzept“ eine einzige Katastrophe! Hoffnungslos und bedauernswert! So sah es offenbar der Provinzial in Münster. Nun täte man ihm unrecht, wollte man einfach behaupten, er sei eben einseitig „defizitorientiert“ gepolt gewesen, dagegen Pater Kaiser aber „ressourcenorientiert“. Das wäre zu simpel. Denn einfach nur „ressourcenorientiert“ war ja Friedrich Kaiser auch nicht, zumindest nicht nach menschlichen Maßstäben. Aber Kaiser ahnte wohl so was wie *göttliche Maßstäbe*. Kaiser ahnte offenbar Ressourcen des Himmels, auf die er sich freute. Und dennoch: Von nix kommt nix! Oder etwas theologischer ausgedrückt: Die Gnade Gottes schaltet den Menschen ein, nicht aus.

Kaiser gibt einen Hinweis, wir haben ihn gehört: „Viel wird gebetet und ehrlich geopfert für unser Caraveli. Und ein ehrliches, gründliches Gebet und Opfer ist die notwendige, aber auch die sichere, erfolgsichernde Vorbereitung der Werke Gottes.“ Gebet und Opfer – und zwar ehrlich und gründlich! Das Gebet zielt auf Gottes Zuwendung; das Opfer meint meinen Anteil.

Im heutigen Evangelium lässt sich Jesus zunächst von seinen Aposteln die fünf Brote und die zwei Fische bringen – um sie Gott hinzuhalten und über ihnen zu beten. Dann sind wieder die Jünger am Zuge. Unser Anteil, Gottes Anteil: „Ein ehrliches, gründliches Gebet und Opfer ist die notwendige, aber auch die sichere Vorbereitung der Werke Gottes.“

Dieses Grundvertrauen macht nachdenklich, mich zumindest. „Gebet“ und „Opfer“ – aber „ehrlich“ und „gründlich“. Also nicht: halbherzig und oberflächlich, nicht gedankenlos und nur nebenbei. Von Jesus hören wir im heutigen Evangelium, dass er eigens in eine einsame Gegend fuhr, um allein zu sein – wohl im Zwiegespräch mit dem Vater, wie wir an anderer Stelle erfahren. Und diese Zeit des Alleinseins sensibilisiert ihn für das, was jetzt dran ist: er hat *Mitleid mit den vielen Menschen*, die ihm nachlaufen.

Rückzug und Stille, Gebet und Nachdenken – das kann mich zu einer Nachdenklichkeit und einem Mitgefühl führen, zu Einsatzbereitschaft. „Opfergesinnung“ hätte Friedrich Kaiser vielleicht gesagt. Hingabe und Verzicht, Engagement und Selbstdisziplin – jeder mag „Opfer“ für sich ganz persönlich übersetzen. So wie jeder selbst herausfinden kann, wie er seine Beziehung zu Gott, sein Beten, Bitten und Danken im Glauben gestaltet. „Ehrlich und gründlich“ – da war Kaiser der geradlinige, aufrechte Westfale; so empfand er in seiner Mentalität und Prägung. Letztlich meint ein „ehrliches, gründliches Gebet und Opfer“: dass wir uns selbst ernst nehmen; dass wir unsere Möglichkeiten, die Gott uns zutraut, nicht verpassen. Dass wir die Genugtuung und die beglückende Einsicht zulassen, dass wir an den „Werken Gottes“ mitwirken. Dass es so oft einfach nicht stimmt, dass wir nur mit leeren Händen dastehen; dass wir immer überfordert sind. Das ist nicht wahr.

Wahr ist, dass es auch heute und in unseren Gemeinden so viele Menschen gibt, die die Chance ergreifen; die sich ihren Idealismus nicht ausreden lassen; die sich über den kleinen Anfang freuen – aber auch über den nur geringen Erfolg. Solche Menschen, oft im Hintergrund, auch ohne große Bühne, machen Mut. Und ohne große Worte erinnern sie uns:

Gebt ihr ihnen zu essen!

Amen.